

Ist Sport Kultur?

Hitzler, Ronald

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hitzler, R. (1991). Ist Sport Kultur? *Zeitschrift für Soziologie*, 20(6), 479-487. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-39305>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Ist Sport Kultur?

Ronald Hitzler

Universität Bamberg, Lehrstuhl für Soziologie II, Postfach 1548, D-8600 Bamberg

Zusammenfassung: In Distanz zu gängigen Kultur-Diskursen und als Vorarbeit zu einer Hermeneutik der Sport-Symbolik rekurriert der Beitrag auf einem Begriff von Kultur im allgemeinsten Sinne dessen, was man gemeinhin darunter versteht: daß man weiß, was man wann und wo und wem gegenüber unter welchen Umständen wie zu tun und zu lassen habe – und warum. Im Rekurs auf Kultur in diesem Sinne erst läßt sich ein bestimmtes Geschehen als das begreifen, was man wiederum gemeinhin unter Sport versteht: Sport wird hier dementsprechend beschrieben als ‚freiwillige zeitweilige, sichtbare Kraft, Schnelligkeit, Geschick und/oder Ausdauer erfordernde, bewertbare, körperliche Aktivität, die im Rahmen expliziter, die prinzipiellen Handlungsmöglichkeiten beschränkender Regeln stattfindet‘. Daß Sport Kultur ist, bedeutet mithin zum einen, Sport insgesamt ist *eine* Kultur für sich neben anderen; und es bedeutet zum anderen *und zugleich*, Kultur, als „ontische Notwendigkeit des Menschseins“, macht Sport zum Sport.

„Ja, – sagte die Dame – aber Sport sei doch roh. Gewiß, – beeilte sich Ulrich, es zuzugeben – Sport sei roh. Man könne sagen, der Niederschlag eines feinst verteilten, allgemeinen Hasses, der in Kampfspielen abgeleitet wird. Man behaupte natürlich das Gegenteil, Sport verbinde, mache zu Kameraden und dergleichen; aber das bewiese im Grunde nur, daß Roheit und Liebe nicht weiter voneinander entfernt seien als der eine Flügel eines großen bunten stummen Vogels vom anderen.“ (Musil, Robert: Der Mann ohne Eigenschaften, Hamburg (Rowohlt) 1970: 29).

Feinst verteilter Haß, das könnte in der Tat eine erhellende Metapher für die Prinzipien des sozialen Lebens in der ‚individualisierten‘ Gesellschaft werden. Das wahrscheinlichste Szenario – wenn nicht für ‚heute‘, dann zumindest für ‚morgen‘ – jedenfalls deutet m.E. auf eine Vielzahl ständig wandelnder sozialer, politischer, wirtschaftlicher und kultureller Milieus und Szenen hin, die sich untereinander auf vielfältigen Schauplätzen in einem alltäglichen ‚Kleinkrieg‘ wechselseitiger Querelen, Schikanen und labiler Kompromisse zermürben werden, so daß, wenn sich schon niemand mehr ‚auszuleben‘ vermag, jeder doch zumindest dafür sorgen kann und wird, daß auch jedem anderen das vergällt wird, was man so ‚Lebensfreude‘ nennt. Und eines der Motive dafür, daß Sport, Zuschauer-Sport zumal, heutzutage so populär ist, hat Plessner (1985: 160) darin gesehen, daß er „das von der industriellen Gesellschaft im offenen Wettbewerb gezüchtete und zugleich an seiner Befriedigung gehemmte Bedürfnis nach Aggression“, daß er also solchen ‚feinst verteilten Haß‘ zu repräsentieren und zu transportieren vermag. Solche Diagnosen werden natürlich immer wieder hinterfragt, und neue Diagnosen werden sozusagen laufend gestellt. An derlei Deutungs-Diskursen ist also kein Mangel. Und deshalb schla-

ge ich vor diesem Hintergrund hier vor, *vor* der Frage, was sich *im* Sport symbolisiere, zu klären, worin und wodurch sich der Sport überhaupt *als Sport* erweist. Die Problemstellung dieses Textes ist also gegenüber einer Hermeneutik der Symbolik und Emblematis des Sports, wie sie etwa im Sinne Soeffners (1989) zu betreiben wäre,¹ vorläufig: Es geht hier zunächst einmal um eine Beschreibung der allgemeinen Merkmale, aufgrund derer wir etwas als ‚Sport‘ begreifen.

1. Sport als ‚Hochkultur‘- und ‚Massenkultur‘-Phänomen

Wenn wir fragen: Ist Sport Kultur im Sinne der klassischen *deutschen* Kulturdebatte?,² dann stehen wir – wenn wir nicht ohnehin unterstellen, daß in einem trainings-gestählten Körper einfach kein gebildeter Geist wohnen *könne*, – vor dem Problem, ob sich im Sport so etwas wie ‚höhere Werte‘ aufspüren ließen, ob der Sport so etwas wie ‚das humanistische Ideal allzeitigen Strebens nach allseitiger Vervollkommnung‘ in sich trage, repräsen-

¹ Die Studie von Geertz (1983) über den Hahnenkampf auf Bali kann m.E. als exemplarisch für den damit gemeinten Typus der Interpretation sozialer Ereignisse gelten. Beim Hahnenkampf handelt es sich aber, entsprechend meiner im Folgenden zu entwickelnden Begriffsbestimmung, ebensowenig um eine *sportliche* Veranstaltung, wie bei den von Soeffner (1992) ausgedeuteten Taubenflug-Wettbewerben der Bergmänner im Ruhrgebiet, sondern in der Tat um ein „deep play“, um ein (Wett-)Spiel, bei dem situativ eben mehr ‚auf dem Spiel‘ steht als der in Geld manifestierte Einsatz.

² Deren gesellschaftliche Hintergründe hat z. B. Norbert Elias (1977) aufgehell.

tiere, womöglich gar erst eigentlich zur Entfaltung bringe, kurz: ob Sport ‚mehr‘ sein könne, womöglich immer schon ‚mehr‘ gewesen sei, als es die Trivialitäten der geistlosen Muskelbildung, des stupiden Leistung-Bringens, des schlichten Zählens, Messens, Stoppens und Bewertens vermuten lassen. Sportapologeten (auch und gerade ‚kritische‘) dieser Provenienz sind unentwegt auf der Suche nach etwas, was gleichsam ‚eigentlich‘ (ebenfalls im besten deutschen Sinne) ‚hinter‘ dem Sport stehe, etwas, was geeignet sein könnte, das sportliche Treiben wenn schon nicht zu heiligen, dann doch zumindest zu ‚veredeln‘.

Ich kann mich deshalb des Eindrucks nicht ganz erwehren, daß derlei Bedürfnisse, dem Sport eine transzendente Weihe (welcher Art auch immer) zu geben, gewisse selbst-legitimatorische Züge haben, daß man sich für seine Begeisterung (als Sport-Konsument), für seine Leidenschaft (als Aktiver), für seinen Beruf (als *Sport-Journalist*), für sein Spezialgebiet (als Sportsoziologe) ‚klammheimlich‘ doch ein bißchen geniert, und daß man es deshalb eben gerne ein wenig im ‚Grundsätzlichen‘ abspiegelt (irgendwo zwischen Gottgefälligkeit, Natürlichkeit und echtem Menschentum, zwischen idealisiertem Individualismus und Gemeinschaftsgeist, zwischen Ganzheitlichkeit und Gesundheit, zwischen Opfermut und Selbstüberwindung, zwischen Ästhetik und Ekstase, zwischen Eros, Tod und Verklärung).

Irgendetwas, was sich dergestalt eignet, den Sport zum Kulturgut bzw. zum „Kulturwert“ (vgl. Simmel 1957) zu erheben, findet sich natürlich immer, und eines dankbaren Publikums sind millenarische ebenso wie apokalyptische Versionen des ‚Sport- und ...‘-Szenarios stets gewiß. So nimmt es denn auch nicht wunder, daß sich in dieser populären Zeichen-Deutungs-Arena nachgerade der gesamte Sport-Intellektualismus tummelt. Da mischen ehrwürdige Professoren mit neben zornigen Wissenschaftsaspiranten, journalistische Sport-Päpste neben windigen Schnellschuß-Publizisten, werbetrommelnde Vereins- und Verbandsfunktionäre neben schaumschlagenden Bildungspolitikern, aber auch unorganisierte und um so euphorischere Enthusiasten neben ab-, zurück- und weggetretenen und dementsprechend verbitterten Zynikern. Und sie alle übersehen dabei – geflissentlich oder auch in aller Unschuld – daß sich Sport durchaus auch betreiben und betrachten läßt, ohne daß man notwendiger- und, wie ich behaupten möchte, auch kulturellerweise ein ihn *transzendierendes*, ein auf ‚höhere Werte‘ verweisendes Bewußtsein

von dem haben müßte, was man da tut, bzw. was man sich da anschaut.

Fragen wir nun aber: Ist Sport Kultur im Sinne der Massenkultur-Theorie bzw. der Massenkultur-Theorien? – dann beginnen die Schwierigkeiten bekanntlich schon mit dem Problem, zu bestimmen, was denn mit ‚Massenkultur‘ überhaupt gemeint sein soll (vgl. dazu Luckmann 1988; Soeffner 1988). Vielleicht so etwas wie das Einschmelzen pluraler kultureller Äußerungsformen in ‚durchschnittlichen‘, nicht-authentischen Lebensstilen (vgl. z. B. Heinlein 1985; Rosenberg/White 1964)? Demnach wäre also eines der Hauptmerkmale von Massenkultur, daß sie einen wie auch immer zu eruierenden Massengeschmack und, damit verbunden, maximale Vermarktungschancen betrifft. Daraus resultiert dann eben eine Nivellierung der Kulturproduktion und -rezeption, die Reduktion kultureller Gehalte auf wenige stereotype Themen (vgl. bereits Schelsky 1957).

Die Idee von der massenmedial forcierten Massenkultur beruht auf der Hypothese, daß die Bevölkerung moderner Gesellschaften durch die Wirkung der Massenmedien kulturell uniformiert, daß der Entscheidungs- und Gestaltungs-Spielraum der ‚Masse‘ der Menschen durch die Außenlenkung ihres geselligen Lebens stark eingeschränkt werde. Sport als Element bzw. als *Vehikel* von Massenkultur meint folglich ein die Aufmerksamkeit der ‚Masse‘ der Menschen absorbierendes, sinnentleertes Spektakel zwischen säkularisiertem Ritualismus und idealisiertem Aktionismus, das eben in den Medien andauernd inszeniert wird (wie wieder einmal exemplarisch an den in neuen – positiven wie negativen – Superlativen schwelgenden Olympischen Spielen in Seoul zu sehen war). Sport als Massenkultur geht mit dem einher, was gemeinhin gemeint ist, wenn man von der ‚Versportung‘ der Gesellschaft redet, mit der Extensivierung kommerzieller Chancen, die der Sport für Veranstalter und Aktive, vor allem aber für die Produzenten und Verteiler sportassoziativer Massen-Konsumgüter bietet.³

Allerdings meine ich, daß die Interpretation von Sport als Exempel einer für die ‚Massen‘ inszenierten ‚Kultur‘, als Showsport zum Zuschauen einer-

³ Als Indikator der ‚Versportung‘ sehe ich übrigens neben z. B. der Adaptation ‚sportlicher‘ Kleidung und Accessoires in anderen gesellschaftlichen Teilbereichen auch die aktuelle Verschiebung erotischer Leitbilder und Leitvorstellungen (vgl. dazu z. B. Gebauer/Hortleder 1986; Honer 1987a und 1989).

seits, als Fitneß-Bewegung zum Mitmachen andererseits, neben einer Reihe anderer, inhärenter Probleme nicht zuletzt jenen Aspekt vernachlässigt, den Soeffner (1988) unter dem Stichwort ‚private Aneignung‘ wieder in Erinnerung gerufen hat, jenen Aspekt also, der beleuchtet, was man aus dem macht, was mit einem gemacht bzw. vor allem, was *für* einen gemacht wird. Und was damit angesprochen wird, das ist nichts anderes als die existenzialhermeneutische Radikalisierung eines Sachverhalts, der Soziologen traditionellerweise interessiert, wenn sie sich mit sozialer Ungleichheit befassen: Kultur als *Funktion*, Kultur als *Indikator* sozialer Lagerungen. Unter dieser Perspektive wird neuerdings, im Anschluß an Bourdieu (1982), eben auch Sport (wieder?) als lebensstilkonforme ‚abhängige Variable‘ der Zugehörigkeit zu sozialstrukturell relevanten Aggregaten diskutiert (vgl. u. a. Winkler 1981 und 1991; vgl. auch Hargreaves 1986). Ob nun diese sozialstrukturell relevanten Aggregate mehr oder weniger nach konventionellen Schichtungskriterien zu sortieren sind, oder ob sie in dem Maße, in dem vorgängige sozialmoralische Milieus für die individuelle Lebensführung unwesentlicher werden (vgl. Beck 1983 und 1986: 121 ff), entlang neuer Ungleichheitslinien auch neu exploriert werden müssen, tangiert unsere Fragestellung hier jedoch nur unwesentlich – so bedeutsam mir gerade diese Auseinandersetzung für die zukünftige Leistungsfähigkeit unseres Faches ansonsten erscheint (vgl. dazu auch Hitzler 1988: 126 ff). Denn Sport läßt sich sehr wohl ebenso betreiben wie verständig betrachten, *ohne* daß man sein Interesse am Sport bzw. an bestimmten Sportarten als Ausdruck seiner sozio-ökonomischen oder auch sonstwie determinierten sozialen Lage begreifen müßte, und eben auch, ohne daß man notwendigerweise um die Versportung der Gesellschaft, um Sport als kommerziellem Faktor, um Sport als Massenkultur-Phänomen wissen müßte.

Währte ich mich also gefragt, inwiefern Sport Kultur sei – im Verstand eines bildungsbürgerlichen, in deutschen Feuilletons, Kulturämtern und Kultusministerien, überhaupt bei Festakten besonders gern gepflegten Kulturbegriffs einerseits, im Verstand eines in der mainstream-Soziologie in ihren zahlreichen zum Teil antipodisch anmutenden Nebenarmen sowie im versozialwissenschaftlichen öffentlichen Diskurs approbierten Kulturbegriffs andererseits – dann antwortete ich wohl ganz summarisch, daß Sport all dem zufolge gerade in *dem* Maße Kultur sei, in dem er eben ‚mehr‘ bzw. ‚anderes‘ ist, als ‚nur‘ Sport, zumindest in-

dem er für ‚mehr‘ bzw. anderes *steht* als nur für sich selber, indem er also als ‚Ausdruck von ...‘, ‚Anzeichen für ...‘, ‚Hinweis auf ...‘ *basalere* Phänomene gilt. Demnach wäre Sport nicht *Kultur*, sondern allenfalls *Teil* einer Kultur bzw. ‚der‘ Kultur.

2. Zur Dimensionierung des Phänomens ‚Sport‘

Nicht unbedingt im Widerspruch dazu, vielmehr eher in Ergänzung und Erweiterung all dieser Deutungsschemata, und mit dezidiert phänomenologischem und anthropologischem Interesse, möchte ich nun skizzieren, was ich meine, wenn ich trotzdem darauf beharre, daß Sport tatsächlich Kultur *ist*. Meine folgenden Ausführungen dazu werden über weite Strecken von formaler ‚Dürre‘ sein, die daraus herrührt, daß ich versuchen muß, die lebendige (und als solche theoretisch unfaßbare) Fülle dessen auszuklammern, was den Horizont zu dem bildet, was zu klären ich mich bemühe, um so – in mundanphänomenologischer Pflicht, doch ohne allen Schuldverweis für allfälliges Mißlingen, – einige typische, relativ konstante Kernstrukturen des Verhältnisses von dem zu beschreiben, was wir ‚Sport‘, zu dem, was wir ‚Kultur‘ nennen wollen. Es geht mir also keinesfalls darum, zu dem infrage stehenden thematischen Kontext irgendwelche soziologischen ‚Erklärungen‘ zu liefern – seien sie nun funktionaler, kausaler, dialektischer oder sonstiger Art. Es geht mir auch *noch* nicht darum, Handlungen und Handlungszusammenhänge hermeneutisch reflektiert, und somit auch historisch-rekonstruktiv zu *verstehen*. Es geht mir lediglich darum, einen bescheidenen Beitrag zu dem anzubieten, was Alfred Schütz (1977: 73) programmatisch an den Anfang theoretischer Arbeit gestellt hat, also zum Aufbau eines konsistenten Begriffsschemas als einer Voraussetzung zu logischen, adäquaten und subjektiv interpretierbaren Konstruktionen ‚zweiten Grades‘ (vgl. auch Schütz 1971).

Wie einleitend angekündigt, greife ich dazu die – rhetorisch auch von Anne Honer (1987b) schon einmal gestellte – Frage auf, aufgrund welcher Bedingungen, welcher Merkmale, welcher Indizien wir etwas für Sport halten, bzw. wann wir willens sind, etwas als ‚Sport‘ zu qualifizieren statt als was sonst auch immer. Und ich will versuchen, die Antwort dort anzusetzen, wo Bero Rigauer (1982) den legitimen Gegenstand unseres (sportsoziologischen) Interesses verortet hat, nämlich bei dem, ‚was man gemeinhin unter Sport verstehe‘:

Unter Sport versteht man wohl gemeinhin (hierzulande jedenfalls bzw. in Gesellschaften wie der unseren) zunächst einmal, was man so tut, wenn man selber körperlich aktiv wird, ohne daß einem diese Aktivität durch pragmatische Relevanzen auferlegt worden wäre. Unter Sport versteht man aber gemeinhin auch, was man – in der Regel – zu sehen bekommt, wenn man im Fernsehen ein Programm anschaut, das unter dem Etikett ‚Sportsendung‘ ausgestrahlt wird, in dem dann also mehr oder weniger schön anzuschauende Menschen für meist relativ viel Geld vielfältige und oft staunenswerte körperliche Leistungen erbringen. Zwischen diesem, wie Ulf Matthiesen (1986) formulierte, „Extrem des medial alimentierten professionellen Hochleistungssports einerseits und dem sogenannten *reinen* Freizeitsport andererseits“ läßt sich im wesentlichen all jenes mannigfaltige Geschehen verorten, das man ‚gemeinhin unter Sport versteht‘: vom Amateur- zum Berufssport, vom Breiten- zum Spitzensport, vom Ausgleichs- zum Leistungssport, vom Volks- zum Showsport, vom Ausdauer- zum Wettkampfsport, vom organisierten zum nichtorganisierten Sport, aber auch von den Massen- zu den Exklusiv- und Extrem-, von den Sommer- zu den Winter-, von den Individual- zu den Mannschafts- und von den traditionellen zu den Mode-Sportarten – um nur einige abstrahierende Dichotomien aufzulisten.

Von all dem ist, jenseits aller, das Phänomen nur scheinbar komplizierender Fragen nach Sport und ... z. B. Kommerz bzw. Massenmedien, Gesundheit, Erotik und Ästhetik, Psyche und Soma, Nationalismus, Erziehung und Verwaltung, Gesellschaftsordnung oder Geschlechterkampf *zugleich* und sozusagen *essentiell* die Rede, wenn wir, um fragen zu können, ob Sport Kultur sei, zunächst fragen müssen, was denn überhaupt Sport sei, *ohne* dabei irgendetwas von dem, was man gemeinhin unter Sport versteht, definitorisch zu exkommunizieren. Wenn ich hier also versuche, das Phänomen Sport auf den Begriff zu bringen, dann geschieht dies keineswegs mit normativem Anspruch im Sinne von ‚Sport sollte heißen ...‘, sondern dann bemühe ich mich lediglich um eine Formalisierung dessen, was man *gemeinhin* unter Sport versteht. In diesem Sinne läßt sich Sport schlechthin – also *jeder* Sport – beschreiben als *freiwillige zeitweilige, sichtbare, Kraft, Schnelligkeit, Geschick und/oder Ausdauer erfordernde, bewertbare, körperliche Aktivität, die im Rahmen expliziter, die prinzipiellen Handlungsmöglichkeiten beschränkender Regeln stattfindet*. Sport ist demnach kein zweckrationales, sondern ein *wertratio-*

nales, voluntativ leistendes Wirken (im Sinne von Schütz/Luckmann 1984).

Dies ist zwangsläufig eine außerordentlich reduzierte, sozusagen blutleere und fleischlose Definition von Sport, deren einziger – allerdings auch fundamentaler – Vorteil darin bestehen dürfte, die generelle Matrix für *jedes* konkrete Geschehen zu bilden, das man gemeinhin als Sport versteht. Trotzdem ist wohl noch manches daran erläuterungsbedürftig: Wenn Spiel sich ganz allgemein als *freiwilliges, zeitweiliges, explizit regelbefolgendes Handeln* beschreiben läßt (wobei diese Regeln, und das scheint mir bedeutsam, sowohl vom Spieler spontan für sich geschaffen, als auch situativ zwischen Spielern vereinbart als auch langfristig verbindlich festgelegt sein können – vgl. dazu Hitzler 1988: 98ff), dann ist Sport *eine* Erscheinungsform des Spiels. D. h. die Erfahrungsstruktur des Spiels ist stets in der Erfahrungsstruktur des Sports enthalten, reicht aber nicht hin, um Sport zu charakterisieren. Damit aus Spiel Sport wird, besser: damit ein Spiel als Sport verstanden wird, müssen *körperliche* Fähigkeiten als spielrelevant gelten, muß also relevant sein, wie ein Spiel motorisch bewältigt wird. D. h. ein Spiel ist dann Sport, wenn der Spieler die *physische* Ausführung seiner Spielzüge nicht delegieren kann, ohne dadurch zugleich seine Spielerfunktion aufzugeben.⁴

Angesichts dieser Zusatzbedingung, nach der für Sport neben dem freiwilligen Befolgen von Spiel-Regeln (im weitesten Sinne) eben die bewertungsrelevante *körperliche Leistung* konstitutiv ist, scheiterte auch der Versuch von Helmut Digel (1982), Sport *exklusiv* über seine Regelmäßigkeit zu definieren. Zwar läßt sich, wenn Sport eine Erscheinungsform von Spiel ist, jede Spiel-Regel mit Sport-Beispielen illustrieren, nichtsdestoweniger handelt es sich nicht um Sport-, sondern um Spiel-Regeln (wie gesagt: im weitesten Sinne).

Gleichwohl erscheint mir Digels Arbeit wertvoll dafür, den unumgänglichen Spiel-Charakter des

⁴ Deshalb ist m. E. das Billardspiel Sport, das Schachspiel aber nicht: Man kann sich nämlich sehr wohl einen bewegungsunfähigen Schachweltmeister vorstellen, der seine Figuren von einem Helfer, ja sogar von seinem Gegner bewegen läßt; aber man kann sich keinen Billardmeister denken, der sich sozusagen die Hände eines anderen leiht, um eine von ihm erdachte Stoßkombination *für sich als Spieler* ausführen zu lassen. – Und auch der Behindertensport ist eben deshalb Sport, weil jeder Akteur die ihm angesichts seines ‚Handicaps‘ mögliche physische Leistung *selber* erbringen muß.

Sports aufzuzeigen. Allerdings ist auch ihm gegenüber nochmals daran zu erinnern, daß explizit regelbefolgendes Handeln nicht notwendig ein gesetztes, intersubjektiv gültiges Regelwerk voraussetzt, sondern, daß man auch Sport im Rahmen sowohl situativ ‚erfundener‘ als auch lediglich *subjektiv* verbindlicher Regeln treiben kann. (Das Problem besteht in diesem Falle darin, einem Beobachter unter Umständen plausibel zu machen, daß das, was man tut, etwas sei, das man dem zurechnen könne, was man gemeinhin unter Sport verstehe.)

Sowenig *jedes* Spiel ein Wett-, Vergleichs- oder Gewinnspiel ist, ist übrigens *jeder* Sport ein leistungsvergleichender Sport. Man kann Sport sowohl allein als auch zusammen mit anderen, sowohl mit als auch ohne komparative Absichten betreiben. Deshalb auch verzichte ich, zugunsten der *generellen* Geltung, bei meiner Definition von Sport auf das Prinzip der Meß- und Vergleichbarkeit, wiewohl doch das *Allermeiste* dessen, was man heutzutage gemeinhin unter Sport versteht, auf Leistungsvergleiche (zumeist auf verschiedenen Leistungsniveaus, bzw. zwischen körperlich mehr oder weniger ‚gleich‘ disponierten Akteuren bzw. unter unterschiedlichen äußeren Bedingungen) abzielt, und obwohl nachgerade *alles*, was zum Be-

⁵ Dies ist übrigens weniger selbstverständlich, als es uns hier und heute vielleicht scheinen mag: Zum einen kennen wir jene realen Grenzfälle zwischen Sport und Kampf, wie etwa die antiken Gladiatorenspiele oder den spanischen Stierkampf, die sehr wohl *regulär* durch den Tod eines Akteurs entschieden werden können, zum anderen kokettiert ja z. B. insbesondere Gunter Gebauer (1986) mit dem Gedanken, daß der einkalkulierte Unglücks-Tod des Athleten im Zeitalter des medialen Sport-Spektakels zunehmend als zumindest prinzipiell mögliches, definitives Finale der Show an Bedeutung gewinnt, und zum dritten schließlich ist der tödliche Sport als Zukunftsoption immerhin bereits in verschiedenen Variationen *Film-Wirklichkeit* geworden: Ich erinnere hier lediglich exemplarisch an Roller Ball, Running Man oder den Thunderdome in Mad Max III. Das, was man so ‚Sportsgeist‘ nennt, und im wahrsten Sinne des Wortes *tödlicher* Ernst, schließen sich ohnehin keineswegs aus, wie Kriegermythen und Heldensagen aus allen Epochen und Kulturen zu berichten wissen. Unter diesem Aspekt hat mithin jeder Kampf, der nach Konventionen ausgetragen wird, der also unter der Voraussetzung stattfindet, daß nicht schlechthin *alles* erlaubt sei, um zu siegen, zumindest rudimentären Sport-Charakter – bis hin zu Schlägereien, in denen z. B. milieuspezifische Begriffe von Mut, Ehre und Fairneß regulativ wirksam werden können.

reich des *medial* inszenierten Sport-Spektakels gehört, gerade – und oft *nur* – deshalb beim Publikum ‚ankommt‘, weil es dabei um Siege und um Niederlagen geht. So wie Sport schlechthin eine Form von Spiel ist, und so wie jedes Spiel, dessen Spiel-Ziel darin besteht, das Spiel zu gewinnen, ein geregelter und in seinen Mitteln, Maßnahmen und Konsequenzen begrenzter Kampf zwischen Akteuren ist, so ist jeder Wettbewerb im Sport eine stilisierte, sozusagen auf Gebärden und Andeutungen beschränkte körperliche Auseinandersetzung, die *so* geregelt ist, daß Niederlagen zweifelsfrei konstatiert werden können, ohne daß der unterlegene Akteur tot sein muß.⁵

3. Zur Dimensionierung des Phänomens ‚Kultur‘

Was anderes als das, daß man weiß, was man wann und wo und wem gegenüber unter welchen Umständen wie zu tun und zu lassen habe, und *warum*, ist, im allgemeinsten Sinne dessen, was man gemeinhin darunter versteht, also *Kultur*? Kultur, so universell begriffen, erscheint gewiß ähnlich sklettös wie zuvor der seiner Blütenpracht beraubte Wurzelstock des Sports.⁶ Was immer man aber an Assoziationen zum Phänomen ‚Kultur‘ im Kopf haben mag, wie idealistisch oder materialistisch, wie systematisch oder polemisch man sein Kulturverständnis auch immer anlegen oder abgrenzen mag, man wird jedenfalls kaum beanspruchen können, all das berücksichtigt, all das in seine Definition miteinbezogen zu haben, was man *gemeinhin*, was also auch ‚der Andere‘ unter Kultur versteht, wenn man mehr sagen zu müssen glaubt, als daß Kultur eine „handlungsorientierende Sinnkonfiguration“ sei (Luckmann 1988: 38), ein „Bedeutungsrahmen, in dem Ereignisse, Dinge, Handlungen, Motive, Institutionen und gesellschaftliche Prozesse dem Verstehen zugänglich, verständlich beschreibbar und darstellbar werden“ (Soeffner 1988: 12), und der uns „bindet, obwohl er Ausdruck einer tendenziellen Freiheit gegenüber uns unmittelbar auferlegten Handlungszwängen ist“ (vgl. zu diesem umfassenden Kulturverständnis auch Cassirer 1990).

⁶ Daraus aber gleich zu folgern, daß durch einen umfassenden Kulturbegriff das Phänomen ‚Sport‘ *konturlos* geworden sei, weil man sich u. a. der Kriterien begeben, ‚wertvollen‘ von ‚weniger wertvollem‘ Sport zu unterscheiden, das bedarf m. E. doch eines gewissen pädagogischen Hoch(Kultur)mut(s) (vgl. dazu Grube 1987).

Ein solch abstrakter Kulturbegriff erweist sich so gleich als sperrig gegenüber aller bildungsbürgerlichen Lust am kritischen gleichwohl wie am affirmativen Rasonieren. Aber nur, indem wir uns dem, was gemeinhin als *Kultur* gilt, ebenso unvoreingenommen nähern, und es ebenso prinzipiell auf den Begriff zu bringen versuchen, wie zuvor das, was man gemeinhin unter *Sport* versteht, also wiederum alle möglichen Konnotationen mitbedenkend – wie z. B. Massen- und Eliten-, Volks- und Hochkultur, wie Dorf-, Stadt-, Regional- und National-Kultur, wie überhaupt Sub- und Teilkulturen in ihren mannigfaltigen Bindestrich-Kombinationen – wenn man mithin Kultur als ‚zweite Natur des Menschen‘ in den Blick nimmt, die Kultur zur Sozialstruktur ins Verhältnis setzt, sich die Kulturen als zivilisatorische Epochen anschaut, wenn man sich schließlich auch dessen erinnert, daß man selber sehr wohl Menschen kennt, denen man – neidvoll oder neidlos – attestiert, daß sie ‚Kultur‘ haben, während andere sich eben als schiere Banausen gebärden, nur dann hat man die Chance, auch hier eine Matrix dessen zu gewinnen, was den vielfältigen Erfahrungen von Kultur essentiell zugrunde liegt. Und von dieser Matrix aus – die man vielleicht auch in Anlehnung an Goodenough (1957; vgl. auch Holland/Quinn 1987) so formulieren könnte: Kultur ist das, was man wissen muß, um in einer akzeptablen Art und Weise handeln, um eine übernommene Rolle spielen zu können –, läßt sich m. E. auch begründet und generalisierend klären, inwiefern Sport Kultur ist.

4. Sport ist (eine) Kultur

‚Sport ist Kultur‘, das heißt zum einen: Sport insgesamt ist *eine* Kultur für sich (neben anderen); und ‚Sport ist Kultur‘, das heißt zum anderen *und zugleich*: Kultur, als ‚ontische Notwendigkeit des Menschseins‘ (vgl. Plessner 1981 und 1985b), macht Sport zum Sport. Das eine scheint mir die logische Konsequenz der Wahl einer bestimmten Perspektive zu sein, unter der man das Phänomen betrachtet, das andere betrachte ich als konsequente Folgerung aus der Zusammenschau der soeben erfolgten allgemeinen Beschreibung dessen, was man gemeinhin unter Sport einerseits und unter Kultur andererseits versteht:

Korrespondierend und mit den besonderen sozialstrukturellen Bedingungen moderner Gesellschaften ist nicht nur die Lebenswelt schlechthin, sondern auch die *alltägliche* Lebenswelt des modernen Menschen in nicht mehr sinn- und zweckhaft zu-

sammenhängende Teil-Orientierungen und Zeitenklaven zersplittert (vgl. Hitzler 1985 und 1991). D. h., das Individuum verortet sich tagtäglich mehr oder weniger freiwillig in allerlei sozial vororganisierten intermediären Sinn-Konglomeraten, von denen *keines* (mehr) einen *übergreifenden*, einen die Lebensführung insgesamt verbindlich bzw. verlässlich regelnden Sinn vermittelt. Diese vom Einzelmenschen als kleine soziale Lebens-Welten erfahrbaren Sinn-Konglomerate lassen sich aber doch als bezogen auf bis zu einem gewissen Grad eigen-sinnige, oft nicht nur Schicht-, Alters- und Geschlechtsgrenzen, sondern auch Gesellschaftsgrenzen transzendierende (Teil-)Kulturen beschreiben: Diese weisen signifikante Interaktions- und Kommunikationsstrukturen auf und bilden distinkte Wissens- und Relevanzstrukturen aus; sie sind auf besondere Zwecke hin organisiert und unterliegen eigenen Regelmäßigkeiten. Das Handeln in einer solchen Teilkultur erfolgt dementsprechend typischerweise im Rekurs auf ‚hier‘ (und oft *nur* ‚hier‘) gültige Muster und Schemata. Subjektiv willkürlich kann man als *Mitglied* einer Teilzeitwelt unsanktioniert nur in dem Maße handeln, in dem es sich mit deren kulturellen Prinzipien, mit deren kultureller ‚Ordnung‘ verträgt. Man kann (für die begrenzten Zwecke, um die es im Rahmen solcher kleiner sozialer Lebens-Welten immer geht) in aller Regel relativ problemlos auf *hier* als erfolgreich etablierte, hierarchische Relevanzsysteme rekurrieren. Dadurch werden reziproke Verhaltenserwartungen typisch standardisiert, d. h., die an solchen Sinn-Konglomeraten partizipierenden Individuen werden in den verschiedenen Rollen, in denen sie in Erscheinung treten können, füreinander in hohem Maße einschätzbar und damit in gewisser Weise ‚verlässlich‘ (vgl. Hitzler/Honer 1988).

Unserer Einschätzung nach bildet nun eben auch der Sport eine so verstandene, im Erfahrungsspektrum des modernen Menschen ‚aparte‘ Teilkultur, einen Sinn-Komplex, der eine Vielzahl strukturell ähnlich ‚organisierter‘, auf ähnliche Zwecke hin ausgerichteter kleiner sozialer Lebens-Welten umfaßt, nämlich die, die vor allem mit verschiedenen sportlichen Disziplinen korrespondieren.⁷ Anders ausgedrückt: Der Sinn einzelner Sportarten erhellt sich, wie der Name schon sagt, eben daraus, daß sie *Arten*, daß sie Erscheinungsformen von Sport,

⁷ Vgl. hierzu exemplarisch Honer 1985a und 1985b; Abraham 1986; Aufmuth 1986; aber auch Barthes 1986; Hortleder 1974; Fritsch 1983.

daß sie Konkretionen einer abstrakteren handlungsorientierenden Sinn-Konfiguration sind – eben des Sports. In jeder dieser kleinen Sportwelten herrschen andere Regeln; geht es um andere physische Aktivitäten. Aber alle werden beherrscht vom *sportlichen* Motiv körperlicher Leistungserbringung, und in allen gibt es explizite und explizierbare Verhaltens-Regeln, die vom Akteur freiwillig und zeitweilig als verbindlich akzeptiert werden. Daß er, was immer er im Einzelnen tut, dabei auf jeden Fall Sport treibt, sagt dem Akteur nicht nur, was das ist, was er tut, sondern auch, *wie* das, was er tut, *im Prinzip* zu tun ist. Sport ist eine besondere Form von systematisierter Wirklichkeitsdeutung. Sport ist eine *eigensinnige* Kultur im Schnittbereich von Spielkultur (vgl. Caillois 1960) und Körperkultur bzw. somatischer Kultur (vgl. Manus 1978; Rittner 1977 und 1986), ein, um es mit Luhmann (1985: 337) zu sagen, „komplexes Arrangement von Leistungsbewertungen, Leistungsbemessungen, Notierungen, Vergleichen, Fortschritten und Rückschritten“.

5. Kultur macht Sport zum Sport

Wenn wir es im Sinne von Goffman (1977) ausdrücken, dann ist ‚Sport‘ also nichts anderes als ein Etikett für einen Erfahrungs-‚Rahmen‘, mit dem wir uns auf die Frage „Was geht hier eigentlich vor?“ antworten. Nur wenn man weiß, was Sport ist, und nur wenn man weiß, daß, was da vor sich geht, eben *Sport* ist, bekommt ein Geschehen, in das man involviert ist, oder das man beobachtet, den Sinn, daß da Sport getrieben wird (womit viele Fragen durchaus noch nicht, ungezählte andere aber bereits ganz selbstverständlich geklärt sind). Das ist weniger tautologisch, als es vielleicht klingt: Um ein Geschehen als das zu begreifen, was man ‚gemeinhin‘ (oder auch nur man ganz alleine) unter Sport versteht, muß man notwendigerweise auf *Kultur* rekurren, also auf das Wissen, daß es Wissen gibt, das einem sagt, was zu tun ist und warum; in diesem Falle also auf das Wissen, daß manche Menschen zeitweilig und freiwillig nach expliziten, ihre prinzipiellen Handlungsmöglichkeiten beschränkenden Regeln körperliche Leistungen erbringen. Man muß also, um ein sportliches Geschehen als ein solches verstehen zu können, *nicht* notwendigerweise die Regeln kennen, nach denen es abläuft, aber man muß unbedingt wissen, daß es ein Geschehen ist, für das es (irgendwelche) Regeln *gibt* (vgl. dazu auch Garfinkel 1967). Um selber Sport treiben zu können, muß man entweder bestehende Regeln, zumindest

einige Grund-Regeln, *kennen*, nach denen man freiwillig bestimmte physische Leistungen erbringt, oder man muß sich – wie gesagt: u. U. ad hoc – Regeln *schaffen*, denen man sich dann freiwillig zeitweilig unterwirft.

Zu wissen also, was zu tun ist und warum, verleiht – für den Akteur wie für den Rezipienten – körperlichen Aktivitäten unter Umständen den Sinn, Sport zu sein. Die *Kultur des Sports* meint mithin keinen irgendwie transzendenten Verweis, keinen wie auch immer zu verstehenden Mehr-Wert des Sports. Jeder Versuch, Sport ‚eigentlich‘ als Funktion (wovon auch immer) zu deuten, ihn also durch einen ‚höheren‘ Sinn (egal welcher Art) zu legitimieren oder auch zu de-legitimieren, rekuriert vielmehr auf einen bereits selber ideologisierten Kulturbegriff. Wenn wir fragen, ob Sport Kultur sei, dann müssen wir die Frage folglich *sport-immanent* beantworten. Dafür gibt es einen ganz einfachen und einleuchtenden Grund: Beginnend bei dem, was man *gemeinhin* darunter versteht, können wir nämlich – nur ‚zur Probe‘ – einmal versuchen, Sport (in seiner allgemeinen Bedeutung) ohne Kultur (in ihrer allgemeinen Bedeutung) zu bedenken. Und siehe da, das Phänomen Sport verschwindet ganz einfach, und zurück bleibt ein allem gesunden Menschenverstand widersprechendes, ja ein ganz und gar sinnloses Verhalten.

Es gibt aber durchaus nicht *die* Legitimation, *die* gültige Antwort schlechthin auf die Frage, warum Menschen Sport treiben sollen. Es gibt allenfalls zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Kontexten mehr oder minder sozial approbierte Antworttypen, die keineswegs zeitlos sind, ja, die auch ‚zu ihrer Zeit‘ nur bedingt Gültigkeit beanspruchen können – nämlich allenfalls für bestimmte, offizielle Formen des Sports, und eben nur als *offizielle* Legitimationen. Auch für die Rechtfertigungen des Sports gilt, daß jede ‚Erklärung‘ gerade in dem Maße gilt, in dem sie ‚akzeptiert‘ wird. Vice versa heißt das, daß *jede*, auch die schlichteste und auch die abwegigste Antwort auf die Frage, warum Sport zu treiben sei, das, was stattfindet, als das erscheinen läßt, was stattfinden *soll*.⁸ Ob um es nochmals mit Luhmann (1985: 337) zu sagen: „Der Sport ... legitimiert das Verhalten zum eigenen Körper durch den Sinn des Körpers selbst – (...) und er tut dies, ohne sich an Sinnmoden anderer Provenienz anhängen zu müssen.“ Kurz: Kultur ist nicht (nur) das Andere, das den

⁸ Nach Luckmann (1987) ist dies die einfachste und ‚allgemeinste‘ Form von Legitimation überhaupt.

Sport ‚prägt‘, das sich eben *auch* im Sport ausdrückt, vielmehr ist der Sport Sport, weil und indem er Kultur (und in modernen Gesellschaften auch *eine* Kultur) ist.

Literatur

- Abraham, A., 1986: Identitätsprobleme in der Rhythmischen Sportgymnastik. Schorndorf: Hoffman.
- Aufmuth, U., 1986: Risikosport und Identitätsbegehren. S. 188–215 in: G. Hortleder/G. Gebauer (Hrsg.), Sport – Eros – Tod. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Barthes, R., 1986: Die Welt, in der man catcht. S. 37–48 in: G. Hortleder/G. Gebauer (Hrsg.), Sport – Eros – Tod. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Beck, U., 1983: Jenseits von Stand und Klasse? S. 35–74 in: R. Kreckel (Hrsg.), Soziale Ungleichheiten (SB 2 von ‚Soziale Welt‘). Göttingen: Schwartz.
- Beck, U., 1986: Risikogesellschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, P., 1982: Die feinen Unterschiede. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Caillois, R., 1960: Die Spiele und die Menschen. Stuttgart: Schwab.
- Digel, H., 1982: Sport verstehen und gestalten. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt.
- Elias, N., 1977: Über den Prozeß der Zivilisation. Band 1. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Fritsch, W., 1983: Gruppen im Sport. Tübingen: Dissertation.
- Garfinkel, H., 1967: Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs: Prentice Hall.
- Gebauer, G., 1986: Das Spiel gegen den Tod. S. 271–282 in G. Hortleder/G. Gebauer (Hrsg.), Sport – Eros – Tod. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Gebauer, G./Hortleder, G., 1986: Die Epoche des Show-sports. S. 60–90 in: G. Hortleder/G. Gebauer (Hrsg.), Sport – Eros – Tod. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Geertz, C., 1983: „Deep play“: Bemerkungen zum balinesischen Hahnenkampf. S. 202–260 in: Ders., Dichte Beschreibung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Goffmann, E., 1977: Rahmen-Analyse. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Goodenough, W., 1957: Cultural Anthropology and Linguistics. Georgetown University Monograph Series on Language and Linguistics 9: 167–173.
- Grupe, O., 1987: Sport als Kultur. Zürich: Edition Interform.
- Hargreaves, J., 1986: Sport, Power and Culture. Cambridge: Polity Press.
- Heinlein, B., 1985: ‚Massenkultur‘ in der kritischen Theorie. Erlangen: Palm & Enke.
- Hitzler, R., 1985: Wir Teilzeit-Menschen. Die Mitarbeit 4: 344–356.
- Hitzler, R., 1988: Sinnwelten. Ein Beitrag zum Verstehen von Kultur. Opladen: Westdeutscher.
- Hitzler, R., 1991: Der banale Proteus. Eine ‚postmoderne‘ Metapher? S. 219–228 in: H. Kuzmics/I. Mörth (Hrsg.), Der unendliche Prozeß der Zivilisation. Frankfurt a. M., New York: Campus.
- Hitzler, R./A. Honer, 1988: Der lebensweltliche Forschungsansatz. Neue Praxis 6: 496–501.
- Holland, D./N. Quinn (Hrsg.), 1987: Cultural Models in Language and Thought. Cambridge: University Press.
- Honer, A., 1985a: Beschreibung einer Lebens-Welt. Zeitschrift für Soziologie 2: 131–139.
- Honer, A., 1985b: Bodybuilding als Sinnsystem. Sportwissenschaft 2: 155–169.
- Honer, A., 1987a: Kommt die Hantel vor dem Phall? Zur Korrelation von Bodybuilding und Erotik. (MS eines Vortrags beim Workshop ‚Wandel von Intimitätsmustern in der BRD‘, Hagen).
- Honer, A., 1987b: Lebensweltliche Ethnographie und das Phänomen Sport. (MS eines Vortrags bei der Tagung ‚Analysen zum Sport und soziologische Theorien‘ der Sektion ‚Soziologie des Sports‘, Köln).
- Honer, A., 1989: Körperträume und Traumkörper. S. 64–71 in: K. Heinemann/K. Dietrich (Hrsg.), Der „nichtsportliche Sport“. Schorndorf: Hofmann.
- Hortleder, G., 1974: Die Faszination des Fußballspiels. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Luckmann, Th., 1987: Comments on Legitimation. Current Sociology 2: 109–117.
- Luckmann, Th., 1988: Die „massenkulturelle“ Sozialform der Religion. S. 37–48 in: H.-G. Soeffner (Hrsg.), Kultur und Alltag (SB 5 von ‚Soziale Welt‘). Göttingen: Schwartz.
- Luhmann, N., 1985: Soziale Systeme. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Matthieson, U., 1986: Sport und Geld. (MS eines Vortrags bei der Tagung ‚Sport in der Kultur und Kultur im Sport‘, Hagen).
- Mauss, M., 1978: Die Techniken des Körpers. S. 199–222 in: Ders., Soziologie und Anthropologie. Band II. Frankfurt/M.: Ullstein.
- Plessner, H., 1981: Die Stufen des Organischen und der Mensch. (Gesammelte Schriften IV). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Plessner, H., 1985a: Die Funktion des Sports in der industriellen Gesellschaft. S. 147–166 in: Ders., Gesammelte Schriften X. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Plessner, H., 1985b: Soziale Rolle und menschliche Natur. S. 227–240 in: Ders.: Gesammelte Schriften X. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Rigauer, B., 1982: Sportsoziologie. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt.
- Rittner, V., 1977: Lebensweltanalyse und Theorie der somatischen Kultur. Einundzwanzig 5: 96–108.
- Rittner, V., 1986: Körper und Körpererfahrung in kulturhistorisch-gesellschaftlicher Sicht. S. 125–155 in: J. Bielefeld (Hrsg.), Körpererfahrung. Göttingen: Hogrefe.
- Rosenberg, B., D. M. White (Hrsg.), 1964: Mass Culture. New York.
- Schelsky, H., 1957: Schule und Erziehung in der industriellen Gesellschaft. Würzburg.
- Schütz, A., 1971: Wissenschaftliche Interpretation und Alltagsverständnis menschlichen Handelns. S. 3–53 in: Ders., Gesammelte Aufsätze. Band 1. Den Haag: Nijhoff.

- Schütz, A., 1977: Parsons' Theorie sozialen Handelns. S. 25–76 in: A. Schütz/T. Parsons: Zur Theorie sozialen Handelns. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Schütz, A., Th. Luckmann, 1984: Strukturen der Lebenswelt. Band 2. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Simmel, G., 1957: Vom Wesen der Kultur. S. 86–94 in: Ders., Brücke und Tür. Stuttgart: Koehler.
- Soeffner, H.-G., 1988: Kulturmythos und kulturelle Realität(en). S. 3–20 in: Ders. (Hrsg.), Kultur und Alltag. (SB 5 von ‚Soziale Welt‘). Göttingen: Schwartz.
- Soeffner, H.-G., 1989: Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Soeffner, H.-G., 1992: Der fliegende Maulwurf (Der taubenzüchtende Bergmann im Ruhrgebiet). Erscheint in: Ders., Die Ordnung der Rituale – Punk, Papst und Politik. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Winkler, J., 1986: Lebensstil und Sport. (MS eines Vortrags bei der Tagung ‚Sport in der Kultur und Kultur im Sport‘, Hagen).
- Winkler, J., 1991: Sportliche Aktivitäten als Stilisierung von Lebensführung. Erscheint in: R. Richter (Hrsg.), Lebensstile, ev. Wien: Böhlau.